



Ernst Vasovec – ein einsamer Prophet

Zum
100.
Geburtstag

Eine Erinnerung an meinen Vater, einen Schriftsteller der Nachkriegszeit

von Agnes Bernhart

„Wer Bücher verbrennt, verbrennt auch Menschen“ – Friedrich Heer setzt 1978 dieses verkürzte Heine-Zitat an den Anfang seiner Vorstellung des Romans *Sodom oder das Vorbestimmte und das Zugefügte* von Ernst Vasovec. Er nennt den Roman „das Werk eines Schwierigen eigener Art“, vergleicht diesen schwierigen, umfangreicher Roman mit Adalbert Stifters *Nachsommer*. Ist das Vergessen der Werke eines Schriftstellers gleichzusetzen mit Verbrennen?

Ein Leben, dem Schreiben gewidmet.

Vaters Ausspruch: „Ich schreibe, um die Welt zu verstehen“, ist mir noch im Ohr. Ein umfangreiches Werk: dreizehn Bücher mit einem Gesamtumfang von 3500 Druckseiten, vier Romane, acht Erzählungen, ein Band Lyrik, sind gedruckt worden. Heute sind alle Bücher vergriffen und nur mehr in Bibliotheken zu lesen.

Ernst Vasovec wurde am 21. September 1917 als ältester Sohn von Ernst und Berta Vasovec in Müglitz, Mähren, geboren – der Vater war Ingenieur in der ansässigen Fabrik, zugezogen aus Kärnten, die Mutter Sekretärin. Bei der Arbeit in der Fabrik lernten die Eltern einander kennen. 1919 wurde der zweite Sohn Walter geboren. Die junge Familie lebte im Elternhaus der Frau, zusammen mit ihrer Mutter und den unverheirateten Schwestern, in engen Verhältnissen. Die Großmutter, eine bigotte, strenge Patriarchin, machte das Leben in der Familie nicht leichter. Die Mutter meines Vaters passte nicht in das herkömmliche Familienbild; sie las gerne, war etwas kränklich, verträumt, sehr tüchtig im Büro und in guter Position, aber hilflos gegenüber ihrem herrischen, lebenslustigen Mann. 1920 hatte sie einen Magendurchbruch und verstarb im Krankenhaus. Der Gatte blieb mit dem dreijährigen Ernst und dem einjährigen Walter zurück. Kurz darauf heiratete der Witwer die Schwester der Frau, welche zwar den Kindern eine bemühte Mutter, aber eine unglückliche Ehefrau war. Bis ins Alter hinein litt mein Vater an dieser „Austreibung“ von seiner Mutter, wie er es nannte. Das Misstrauen gegen Ärzte sollte sein Leben begleiten. Sein verträumtes Anderssein gegenüber seinem jüngeren, draufgängerischen Bruder bereitete ihm Probleme. Er wäre gerne wie sein Bruder gewesen, überlegte er manchmal. Vielleicht glaubte er, dann nicht so verletzlich gegenüber Ungerechtigkeiten und Oberflächlichkeit zu sein. Immer wieder beschreibt mein Vater diesen skrupellosen Menschentypus, der alles daransetzt, um sein Lebensglück zu erreichen. In seinem letzten Roman *Vor dem Fenster die Nacht* stellte er diese zwei ungleichen



Ernst Vasovec, Porträtzeichnung nach einem Foto auf dem Buchumschlag des Gedichtbandes „Der silberne Leuchter“

Brüder einander gegenüber. 1934 erreichte die Wirtschaftskrise auch diese Familie. Der Vater verlor den Posten in der Fabrik und übersiedelte nach Wien, um Arbeit zu bekommen. Ernst Vasovec wird aus der Kindheit vertrieben, der Geborgenheit einer kleinen Stadt.

Der Erlös aus dem Verkauf des Familienhauses reicht, um in Stammersdorf ein kleines Haus zu kaufen. Ernst ist ein guter Schüler und soll nun in einem Gymnasium Platz

finden. Das Collegium der Schulbrüder, einen Fußweg vom Wohnhaus entfernt, nimmt den Schüler nicht auf, das zu hohe Schulgeld ist der Grund. Er besucht die Lehrerbildungsanstalt in der Hegelgasse, gibt Nachhilfestunden; das Geld muss er zu Hause abliefern, der Vater findet keine Arbeit, züchtet Hasen, hat nur kurzfristig eine Greißlerei. In der Lehrerbildungsanstalt ebenso wie in der Familie sind die Gedanken des Nationalsozialismus präsent – das macht den kränklichen, tief denkenden jungen Mann wieder zum Außenseiter, wenn er auch wegen seiner schriftstellerischen Begabung und seines Zeichentalentes schon Anerkennung bekommt und auffällt. Früh lernen meine Eltern einander kennen, denn die Klavierlehrerin meiner Mutter wohnt mit ihrer Tochter in einer Mietwohnung im Haus Vasovec in Stammersdorf. Meine Mutter ist sechzehn Jahre alt, mein Vater neunzehn, die Musik führt sie zusammen. Nach der Matura, bei der Musterung zum Wehrdienst, wird ein Rückenmarkleiden entdeckt, Ernst ist wehruntauglich. Es wird geheiratet. Der erste Posten als Lehrer ist in Ostpreußen, im Kreis Bartenstein, in einer kleinen Volksschule in >>>



Minten. Die preußischen „Junkers“ waren sehr begeistert vom Gedankengut Hitlers und dessen Machtgefüge. Vater betreute zwei Schulen, der Parteigehorsam fiel ihm schwer. Mutter hatte Heimweh nach ihrer Großmutter in Wien, das Plattdeutsch war schwer zu verstehen, Österreicher waren nicht sehr geachtet. Vater wurde als politisch unzuverlässig aus Ostpreußen abgezogen und in die Untersteiermark versetzt.

Die kleine Volksschule in Unterpulsgau, Kreis Marburg, lag in einem schönen Garten. Die slowenische Bevölkerung war sehr freundlich, sie erhoffte sich wieder eine Zeit wie unter dem Kaiser. Die Kinder mussten in der Schule Deutsch sprechen, in der Nacht schlichen so manche Väter und Brüder zu den Partisanen und verbreiteten Schrecken. Mein Vater war religiös, die Bevölkerung ebenso. Sein slowenischer Name – Vasovec bedeutet Dorf – ist gleichzeitig der Name der keltischen Hausgöttin Holle. Die Familie des Vaters stammte aus Oberdrauburg in Kärnten. Mein Vater versuchte gerecht zu sein, die Partisanen hatten gute Verbindungen, meinen Eltern geschah durch sie nichts. 1942 wurde ich, Agnes, als älteste Tochter geboren, meine Schwester Eva 1944. Schon die christlichen Namen erregten Aufsehen bei der Schulbehörde. Schulinspektor und Ortsgruppenleiter schlugen vor, einen zweiten, germanischen Namen anzufügen – den Taufschein aus dem Pfarramt zu holen, war nicht mehr möglich, weil zu gefährlich. Die Behörden waren jedenfalls misstrauisch geworden und Vater musste um Versetzung ansuchen. Er schlug sich nach Wien durch. Der Krieg war zu Ende und das Chaos groß. Mutter musste allein, schwanger, mit der einjährigen Schwester und mir, der Dreijährigen, auf die Flucht nach Wien.

In der Novelle *Die Fahnenflucht* (1958) hat Vater diese Situationen beschrieben.

1946 wird meine Schwester im ungeheizten Kabinett im Haus meines Großvaters in Stammersdorf geboren. Wien ist ausgebombt, der Großvater hat mit dem Familienzuwachs keine Freude, denn es gibt nichts zu essen. Wieder ist mein Vater der Geduldete, der Bettler.

Die Untersteiermark war zu Kriegsende sein letzter Posten, daher wurde er als Landeslehrer wieder in der Steiermark, in Neudau, später in Hartberg eingesetzt. Dort beginnt auch seine erste literarische Schaffensperiode. Er wird nun jener Generation der nach 1917 Geborenen zugerechnet, die nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft in einem ungehemmten „Mitteilungswahn“ (Kurt Klinger) literarisch an die Öffentlichkeit trat.¹

1949: *Der Weg hinab*, Verlag Paderborn

1953: *Das Unbegreifliche*, Verlag Schöningh

1953: *Der verwunschene Weiher*, Verlag Wancura

1953: *Heimweg zu Agathe*, Verlag Wancura

1954: *Der silberne Leuchter*, Gedichte, Europ. Verlag

In allen Werken dieser Zeit wird der Krieg mit seinen fürchterlichen Gesichtern bearbeitet. Die Fragen nach Gerechtigkeit, nach Gott, nach der Existenzberechtigung des Individuums Mensch werden gestellt, die Beschäftigung des Autors mit Religion und Philosophie (insbesondere mit Nietzsche und Kierkegaard) scheint durch. Die Arbeit in der Schule erfüllte Ernst Vasovec mit Freude, bei seinen Schülern war seine packende Erzählkunst sehr beliebt. Da er selbst auch ein begabter Zeichner war, konnte er seine Schüler zu guten Zeichnungen ermutigen. Meine Mutter wünschte sich, er wäre Maler geworden und nicht Schriftsteller; dann hätte sie bei ihm an der Staffelei sitzen können und ihm zusehen, wie in den ersten Ehejahren. Ein Schriftsteller ist für Liebende oft unerreichbar, da er, zumindest zeitweise, in seinen erdachten Gestalten lebt. Es war eine erfüllte und auch glückliche Zeit. Es gab Museumsbesuche, die ersten Reisen nach Venedig und Rom, die Anerkennung seiner Arbeit durch den Förderungspreis zum Staatspreis 1953; bereichernde Kontakte konnten geknüpft werden; erstmalige Teilnahme an der Schriftstellertagung in Pürgg.

Trotz schwerem Lebenskampf ein liebevoller Familienmensch

Ich hatte eine glückliche Kindheit in der Kleinstadt. Ich erinnere mich: an unserem Weg zur Schule lag eine kleine römische Ausgrabung, damals nur als Erhebungen in den Feldern sichtbar. Vater erzählte mir von den römischen Soldaten, ihren Frauen, ihrer Kleidung, wie und gegen wen sie gekämpft hatten. Ich dachte, Hartberg sei der Zenit der Welt, und noch heute denke ich mir Geschichten aus, wenn ich auf Reisen versunkenen Zeiten begegne. Abends erzählte er uns die römischen und germanischen Heldensagen, auch Bibelgeschichten wurden lebendig. Er zeigte uns Kunstbücher, und wenn wir in den Ferien nach Wien zur Großtante kamen, kannten wir bereits die Bilder aus dem Kunsthistorischen Museum oder den damals noch recht bescheidenen Ausstellungsräumen der Albertina und kommentierten sie fröhlich, zum Erstaunen der anderen Museumsbesucher.

Die Familie, vier Kinder, forderten das Elternpaar. Trotz aller Mühseligkeit – der Heimweg von der Schule auf den Berg war beschwerlich, das Leiden machte sich bemerkbar – sah Vater, im Rückblick, diese Zeit als seine glücklichste an.

1961 wurde die jüngste Tochter Silvia geistig beeinträchtigt geboren. Das war eine Zäsur für meine Eltern. Da es in Hartberg keine Sonderschule gab, waren viele Fragen offen. Meine Großtante in Wien verstarb 1962 und vermachte



ihr Haus meinen Eltern. Das Leiden meines Vaters wurde stärker, er wurde aus gesundheitlichen Gründen nicht in den Schuldienst in Wien übernommen, sondern pensioniert. Vier Kinder waren noch unversorgt und die Frühpension klein. Nun ermöglichte eine Arbeit in der Nationalbibliothek das Leben im eigenen, zu renovierenden Haus in Wien. Das Leben als „Mietling“, wie er es oft nannte, hatte endlich ein Ende. Das Haus in Floridsdorf wurde zu seinem am längsten währenden Wohnort: von 1964-1993.

In die Zeit in Wien fallen auch Anerkennungen:

- 1965: Förderungspreis der Stadt Wien
- 1977: Professorentitel
- 1977: Sudetendeutscher Kulturpreis für Schrifttum
- 1981: Andreas Gryphius Preis

Alle Ehrungen freuten ihn sehr, jedoch allein der Weg zu den Festakten war schwierig. Auch Einladungen zu Lesungen, welche für den Erfolg seiner Bücher wichtig gewesen wären, konnte er nicht annehmen. Persönlich meine ich auch, es war ihm leid um die Zeit, es hätte ihn aus seinem Schreib-Rhythmus gebracht.

Das Leiden wurde ärger, die Fahrt in den öffentlichen Verkehrsmitteln war nicht mehr möglich. Kurze Ausfahrten mit dem elektrischen Rollstuhl waren kleine Fenster mit Blick in die Welt. Nun folgte die Zeit der großen Romane. Vater schrieb, wie ein Mönch, mit genauer Zeiteinteilung. Zeitlebens betrachtete er Zeitverschwendung als Vergehen gegen die kurze Lebenszeit, welche von Jedem gut genutzt werden sollte.

1969 kam *Der Stein des Sisyphus* heraus. Anhand dreier Protagonisten wird „das Leben als Spannungsfeld zwischen ungestillter Diesseitsfreude und geahnter jenseitiger Vollen- dung auf allen Gebieten, politischem Machtwillen, Erotik und Sexualität usw. darzustellen versucht“ (Claassen Verlag).

1978 erschien *Sodom oder das Vorbestimmte und das Zugefügte*. In diesem Roman wird die biblische Geschichte vom Untergang Sodoms und der Patriarchen Abraham und Lot mit der Geschichte Wiens ab 1938 bis in die achtziger Jahre verbunden. „Geschichte verläuft nicht in linearer Abfolge unwiederholbarer Ereignisse, sondern als Ineinandergreifen von Vorbestimmtem und Zugefügtem“ (Verlag Schneekluth).

1981 kam *Vom Ende der Welt* heraus. Nach einem atomaren Vernichtungsschlag und einem Neuanfang durch esoterische Mächte versucht eine in der Wüste ausgesetzte Menschen- gruppe menschenwürdig weiterzuleben.

Darauf folgte 1991 *Vor dem Fenster die Nacht*. Dieser Alters- roman beschreibt die Zeit zwischen 1917 und 1988 zwischen



Christine Nyirady:
Weltenherz. Acryl-Struktur-Collage

Molnitz-Müglitz in Mähren und Wien – ein Roman seiner Familie, wenngleich keine Biografie.

Die depressiven Verstimmungen meines Vaters nahmen zu, die Schmerzen waren allgegenwärtig, die Abgeschiedenheit im Schreiben, mit wenigen Möglichkeiten, sich mit Personen aus seiner Gedankenwelt auszutauschen, machten ihn hilflos bis verzweifelt. Ein Prophet in seiner Zeit – wer setzt sich schon gerne mit Propheten auseinander?

Im Dezember 1993 sagt ein Vertreter des Styria Verlags beim Besuch im Krankenhaus meinem Vater die Veröffentlichung seines letzten Romans *Torso* zu, dieses Versprechen wird nach seinem Tod widerrufen. Am 14. Dezember 1993 verstirbt mein Vater in diesem Krankenhaus (Rudolfstiftung Wien).

¹ zitiert aus der Diplomarbeit von Gerhard Trenkler: *Ernst Vasovec und sein Werk*, S 71

Ein kurzer Auszug aus *Sodom* und das Gedicht *Die Flüchtlinge* folgen auf der nächsten Seite.

Agnes Bernhart, geb. 1942 in Unterpulsgau bei Marburg in der Steiermark, machte in Hartberg eine Lehre in Fotografie und lebt seit 1959 in Wien. 1961 Heirat mit Winfried Bernhart; das Paar hat drei Töchter. 1975 Studium an der Religionspädagogischen Akademie, Arbeit als Religionspädagogin an Volksschulen. 1995 verwitwet, seit der Pensionierung schreibt sie Lyrik und Prosa, darunter auch einen Behelf für den Religionsunterricht: *Gottes Wege führen auch über frisch betonierte Einfahrten*. Veröffentlichungen in Anthologien, mehrmals Preise im „Zauberberg“-Wettbewerb, Semmering, dreimal Preise beim „Forum Land“.



Schön war die Jugend trotz trüber Zeiten oder Die dreißiger Jahre in Wien

von Ernst Vasovec

Äh, die staubige Melancholie an der Peripherie Wiens in den dreißiger Jahren, Weltwirtschaftskrise, Arbeitslose, Stagnation; nach Bürgerkrieg und Putschversuch unheimliche Gärung, die Trübes nach oben brachte: das war für dich, Manfred, die Jugendzeit, heimliche Erwartung, fragwürdig schön. Im Morgengrauen klapperten Fuhrwerke an eurem Haus vorüber zum Gemüsemarkt auf dem Schlingerhof. Die Hufeisen der Bauerngäule schlugen Funken aus dem Pflaster, zwischen Rädern schwankten Laternen, Riesenfinger der Speichenschatten fuchtelten über die Wände.

Hüaho, alter Schimmel, hüaho, unser Weg ist der gleiche sowieso, grölten sonntags beim Heurigen faßdicke Wienerinnen, weinfeuchten Blicks, Schweißflecke in den Achselhöhlen. Nicht an den Montag denken! Verkauft's mei Gwand, i fahr in Himmel! – Der bessere Anzug hing bei Tant Dorothee, im Versatzamt. In den Gassen und Hinterhöfen der singenden, klingenden, schäbig gewordenen Donaumetropole am Rand Europas Bettelmusikanten, Straßensänger; aus Hauschluchten stieg es zum Küchen- und Kohldunst der Fenster auf in Schmalz-weanerisch:

Awo im Schaaten der Kastanjän
wiar eenst saaßen
Hand in Hand.

Ich streunte damals, hundsjung, scheu, ohne Herr und Spur, an einem Sonntagnachmittag im Schatten der Kastanien durch den Würstelprater. Ein Chinese breitete eine Matte auf, stellte den Blechteller hin, kniete und machte seinen Kotau nach allen Seiten. Gedränge staute sich um ihn. Er warf Glaskügelchen in die Höhe, fing sie mit dem Mund auf, drückte sie durch die Nasenlöcher wieder hervor. Schwindel! Die Leute lachten. Keiner gab etwas. Das Männchen produzierte sein Kunststück noch und noch einmal. Bis es zu würgen begann, Blut aus Nase und einem Ohr quoll, das Chineslein aufsprang, Matte, Teller und Kugeln zusammenraffte. Die Gaffer wichen angewidert zurück. Es lief geduckt, Fersen überm Kopf, davon, gejagt von den prasselnden Schrotladungen des Gelächters. Ich schlich dem Gaukler nach. Er hockte hinter einer Würstelbude, das Gesicht im Ärmel vergraben.

Auszug aus *Sodom oder das Vorbestimmte und das Zugefügte*, Verlag Schneekluth, München, S. 7f

Die Flüchtlinge

von Ernst Vasovec

Vor einem Jahr blühte Schlehe,
Krokus und Weide am Bach.
Abends traten die Rehe
heraus und dem Wasser nach.

Über das Gartenhaus zogen
– Burgen aus Silberschein –
Apfelblüten die Bogen
bis in die Stube hinein.

In dem nächtigen Hause
schliefen wir mit dem Kind,
hörten des Waldes Gebräuse,
Gottes Gesang im Wind.

Vor einem Jahr waren Tage
wie sie nur einmal sind;
Tage, die schon zur Sage
geworden sind unserem Kind,

zur Sage, am Abend erzählt,
wenn es um Brot uns bittet.
Wie sein Bitten uns quält!
Gott hat uns ausgeschüttet ...

Kamen Tage der Schrecken,
Tage voll Rasen und Schrein.
In des Gartens Hecken
wühlten Granaten hinein.

Auf der Veranda lagen
Männer und schossen stumm.
Fingen Sparren und Hölzer
Feuer und krachten um.

In die Zimmer sirrten,
peckten in die Wand
Kugeln, und Splitter schwirten.
In die Balken brach Brand.

Milder Schnee deckte Linnen,
Wald wurde still und stumm,
nur in den Mauertrümmern
ging noch ein Geistern um.

Regen fiel in die Stuben.
Schwarz von des Rauchfangs Ruß
zwischen Fetzen und Töpfen
eines Leuchters Fuß –

Mussten von dannen gehen,
mussten in fremden Fernen,
dass alles Gottes Lehen,
leidend erlernen.